

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 92.

Samstag, 20. April.

1929.

(11. Fortsetzung.)

Der Moro-Konzern.

Roman von H. Weyrauch

(Nachdruck verboten.)

„Ich glaube zu verstehen, Herr Boroska, Sie möchten Geld haben. Aber wie käme ich dazu, Ihnen solches zu geben? Das Geschäft, von dem Sie da phantastieren, betraf lediglich meinen Freund. Ich hatte keinen Teil daran. Was wollen Sie also von mir? Ich muß Sie bitten, diese Unterredung zu beenden, ich habe, wie ich Ihnen schon sagte, keine Zeit.“

„Ach ja“, sagte der andere, sich behaglich in seinem Sessel dehnend. „Mit dem Dampfer natürlich. Vielleicht verschwindet da wieder so ein guter Freund bei Nacht über Bord; was meinen Sie, Herr Moro?“

Und als der aufspringen wollte, mit lässiger Handbewegung: „Bleiben Sie ruhig, Herr Moro. Ich bitte Sie, wozu die Erregung? — Sie scheinen noch nicht zu wissen, daß man mich verhaftet hat wegen Mordverdachts an Ihrem guten Freund. Ich sollte ihn bei Nacht ins Wasser geworfen haben! Ich habe nämlich die Fahrt auf dem Dampfer mitgemacht. Vierzehn Tage hielten sie mich fest, dann mußten sie mich wieder loslassen — natürlich — ich bin doch kein Mörder! Schön war's ja nicht im Gefängnis, schrecklich stumpfsinnig, sage ich Ihnen, Herr Moro. Aber schließlich: was tut man nicht alles für ein gutes Geschäft. So sagte ich das eine nicht, das mir sofort die Freiheit wieder verschafft hätte. Ich wollte mir das Geschäft nicht verderben. — Nicht wahr, Herr Moro, jetzt sehen Sie ein, daß Sie doch ein gewisses Interesse haben, mir meinen Anteil an dem Geschäft nicht vorzuenthalten?“

Moro blieb vollständig ruhig nach außen, in seinem Innern aber tobte es. Diesem Kerl gegenüber konnte nur kaltes Blut helfen. Ein Erpresser, der sieht, daß sein Opfer die Nerven verliert, hat gewonnenes Spiel. So sagte er eifrig: „Darf ich wohl fragen, welches Interesse ich hätte, Ihnen Geld zu geben?“

„Nun“, sagte der andere lauernd, „das Interesse, daß Ihr Name nicht plötzlich mit dem Tode Ihres Freundes öffentlich in Verbindung gebracht wird. Das dürfte doch wohl genügen. Meinen Sie nicht auch, Herr Moro?“

„Ach so“, gab Moro zurück, „Sie wollen mich verächtigen, als stände ich mit dem Tode des Herrn Kuspen irgendwie in Zusammenhang! Nun, ich habe ein gutes Gewissen“, und indem er den Hörer des Tischapparats abhob, zur Zentrale: „Verbinden Sie mich mit dem Polizeipräsidenten!“ Sich erhebend, legte er den Hörer zurück und versenkte die Hände in die Taschen: „Ich denke, so werden wir am raschesten zu Ende kommen.“

„Aber bitte, Herr Moro, ganz wie Sie wünschen“, höhnte der andere, den Rest seiner Zigarre in eine Schale werfend und seinem Etui eine Zigarette entnehmend. „Lassen Sie ruhig die Polizei kommen. Ich fürchte sie nicht, denn ich bin kein Mörder. Man wird mich vielleicht wieder für einige Zeit einsperren. Aber seien Sie sicher: allein gehe ich nicht, sondern Sie gehen mit. Ich werde den Beamten Dinge sagen, auf welche hin man Sie, Herr Moro, doch bitten dürfte, Ihre Reise nach England noch ein wenig zu verschieben. Also ganz wie Sie wollen.“

Empört stand der Finanzmann vor dem Erpresser, eine blaue Ader schwellte über seiner Schläfe.

Erwürgen hätte er den Unverschämten mögen. Der andere hatte sich inzwischen erhoben. Die Arme über die Brust gekreuzt und in dieser Haltung an seiner Zigarette ziehend, stand er ihm gegenüber. Die beiden vernichteten sich mit Blicken. Dann ging Moro an den Schreibtisch und nahm den Hörer:

„Es ist gut. Ich brauche die Verbindung nicht.“

Gleichzeitig öffnete er langsam ein Schubfach des Tisches, und eine Sekunde darauf sah der Pole die Mündung eines Revolvers auf sich gerichtet: „Ich werde Sie Schuft niederknallen!“ presste Moro durch die zusammengebißenen Zähne hervor. Die Wut drohte ihn um seine Beherrschung zu bringen. Langsam, vor Erbitterung zitternd, krümmte er den am Abzug liegenden Finger, dies giftige Reptil auszulöschen.

Der Mann aber stand aufrecht und winkte ruhig ab mit verbindlichem Lächeln: „Bemühen Sie sich nicht, verehrter Herr Moro, es würde nichts nützen. Ich bin nicht der einzige, der die Aussage machen kann. Andere würden es an meiner Statt tun. Außerdem: ich denke, Ihre Geschäfte leiden keinen Aufschub. Meinen Sie etwa, Sie könnten heute reisen, wenn Sie mich jetzt über den Haufen schießen?“

Moro ließ die Waffe sinken und lachte laut auf über soviel Frechheit. „Sie haben hier die Trümpfe in der Hand, ich gebe es zu. Ich kann einen Aufschub meiner Reise nicht riskieren, es hängt zuviel davon ab. Daß Ihre Beschuldigungen haltlos sind, wissen Sie. Aber Sie könnten meine Reise, wenigstens für heute, unmöglich machen. Also einigen wir uns.“ Er warf die Waffe in das offene Fach zurück und stieß dieses zu. Dann entnahm er einem anderen, das er aufschloß, eine Stöße Banknoten und warf sie vor dem Polen auf den Tisch: „Hier, Zehntausend! Und jetzt befreien Sie mich, bitte, von Ihrer Gegenwart!“

Der Erpresser aber, dessen Augen beim Anblick der Scheine einen Moment aufgелеuchtet hatten, sagte trocken: „Noch nicht, Herr Moro. Die Provision muß einigermaßen der Höhe des Objekts entsprechen. Sie kennen doch den Tarif für deutsche Makler. Ich bin hier der Makler, ohne mich kann das Geschäft nicht zustande kommen. Also...“

„Wieviel denn?“ fragte Moro verächtlich.

„Fünzigtausend!“

Eine Vappalie, dachte Moro, gegen das, was ich verdiene. Laut sagte er: „Und Sie versprechen, mich nie mehr zu belästigen?“

„Mein Ehrenwort, Herr Moro, wir sind die besten Freunde.“

Moro sagte nichts mehr. Ruhig entnahm er dem Fach einige Päckchen Noten und zählte die geforderte Summe vor dem Erpresser auf den Tisch. Der raffte die Scheine zusammen und ließ sie in seinem Mantel verschwinden. „Also, ich habe Ihr Wort!“ sagte Moro eindringlich.

„Sie können sich auf mich verlassen!“ erwiderte der Pole, die Hand zum Abschied bietend.

Moro wandte sich ab, von Ekel erfasst. Ein höhnischer Blick traf ihn. Dann fiel die Tür ins Schloß. Moro war allein.

Minutenlang sah er vor Briefen, Berichten, Tabellen und Meldungen und sah doch nichts von alle-

dem. Dann raffte er sich kurz auf und nahm den Hörer: „Wissen Sie, wo Herr Kraak jetzt zu erreichen ist?“ „Jawohl“, gab die Zentrale zurück, „er hat vor zehn Minuten angerufen, er fahre jetzt vom Notar nach den Großgaragen wegen der neuen Alarmanlage.“ „So rufen Sie dort an, er möchte sofort nach hier zurückfahren. Dringend! Er soll keinen anderen Weg mehr machen.“

Als zwanzig Minuten später Kraak vor dem Bureauhause aus dem Auto sprang, löste sich eine schlankte Gestalt aus dem Schatten des Portals und ging in Richtung auf das Brandenburger Tor fort. Kraak meinte ein kurzes Lachen zu hören, doch konnte er sich dies nicht erklären.

Moro erzählte ihm den eben erlebten Auftritt. Eine lange Besprechung hinter verschlossenen Türen folgte dieser Mitteilung. Auch der Mann am Portal wurde erwähnt. Das mußte der Pole gewesen sein. Was hatte er noch da gewollt?

Die beiden Herren sahen sehr ernst aus, als der Diener hereintrat und meldete, es sei Zeit, zum Bahnhof zu fahren. Moro und Kraak standen auf und bestiegen das wartende Auto, das sie in kurzer Fahrt zum Bahnhof Friedrichstraße brachte. Auf dem Bahnsteig gingen die beiden in leisem Gespräch auf und nieder, bis der Zug in die Halle einfuhr. Im Schlafwagen händigte der Diener, der das kleine Gepäck bereits verstaute und Zeitungen und Zeitschriften niedergelegt hatte, seinem Herrn Billets und Gepäckschein aus. Dann zog er sich zurück. Kraak aber blieb. Erst als das Abfahrtzeichen gegeben wurde, trennten sich die beiden.

„Bis Sonnabend also!“ rief Moro aus dem schon fahrenden Zuge. „Sie erhalten Depesche und das andere machen Sie gut.“

Langsam verschwanden die Lichter des letzten Wagens im Dunkel.

Zwölf Uhr schlug es von den Türmen des nächtlichen Berlin. In ein Meer von Licht getaucht lagen die Straßen im Zentrum der Weltstadt, durch die noch um diese Stunde reger Verkehr brandete. Wie strahlende Seen winkten die Plätze, die von langen, lichtgefüllten Kanälen gespeist wurden. Die Flut der Wagen und Fußgänger brodelte. Bis hinauf in die Wolken drang Tageshelle; sie blendete das Auge.

Wenige hundert Meter davon aber stand man schon im „dunklen Berlin“. Nicht nur, was die Beleuchtung anlangte, nein, auch nach Art und Geharen der Menschen. Dunstig und düster lagen fast menschenleere Straßen. Spärlich beleuchtet. Kein Schaufenster lochte mit freundlichem Licht. Dort an der Ecke schallte aus der offenen Tür einer Kneipe das Rasseln eines Grammophons, vermischt mit wüstem Gesang. Im Schatten der Häuser sah man es verstohlen blitzen. Zwei Schupbeamtente gingen langsam vorüber. Die Gattrouille. Aus dem Erdgeschoß eines sonst lichtlosen Hauses stahl sich ein schmaler, heller Streifen. Wie ein Band hing er im schwarzen Dunst.

Hier war der „Grüne Keller“, eines jener Lokale, in denen ein Publikum von besonderer Art verkehrte. Männer zumeist und junge Burschen, nur wenige weibliche Wesen. Fast alle kannten sich, die hierher kamen. Viele einte das Band gemeinsamen Wissens oder gemeinsamer Schuld.

Sechs Stufen führten steil von der Straße hinab in diesen Keller. Zwei Räume nur hatte er für seine Gäste. Links im ersten stand nahe dem Eingang der Schantisch, hinter dessen schmieriger Platte der schwammige Wirt mit seinen Gehilfen den Wünschen der sich drängenden Gäste und der gewandt durch ihre Reihen schlüpfenden Kellner gerecht zu werden versuchte. Lange Reihen von Gläsern mit bunten Schildern zierten die hohen Regale. Würste und riesige Schinken baumelten an gespannten Drähten. Rings standen einfache Tische. Sämtlich waren sie besetzt. Aus dem zweiten Zimmer drang abgerissen der Rhythmus eines Foxtrotts, der schnarrend den Tiefen eines Musikautomaten entstieg, und auf dem von Tischen freien Platz in der Mitte drehen sich in schrecklichem Drängen die Paare.

Der Raum war überfüllt, und man fragte sich mit Staunen, wie all diese Menschen hier unterkamen. Sehr einfach: man stand, wenn kein Sitzplatz mehr frei war. Ein ständiger Wechsel, ein Kommen und Gehen schaffte jedem vorübergehend ein Plätzchen zum Ruhen. Geschäftig ging es hier zu. Überall sah man Gruppen in eifrigem, oft gedämpftem Gespräch. Da trat ein Mann an einen Tisch, um etwas zu verhandeln, dort wurde ein junger Bursche von seinem Plaze geholt, um draußen im Gang, wo es zu den Toiletten ging, einer Besprechung zu pflegen. Andere standen vor dem Lokal auf der Straße flüsternd zusammen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Tulpen und die Rache des Künstlers.

(Eine Anekdote aus dem 17. Jahrhundert.)

Es war im Zeitalter Rembrandts. Die Holländer waren unabhängig und reich geworden und sie liebten es, sich aus aller Welt Kostbarkeiten zusammenzulegen, die Leuchtkraft ihrer Tage zu mehren. Damals wurde auch die wunderbare Farbenpracht der Tulpen aus ihrem asiatischen Heimatlande in den gedämpften Glanz der holländischen Kultur herübergeholt. Vereinzelt hatte man diese leuchtende Blume aus Turkestan auch schon in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts in Augsburg und in Wien und selbst in England gesehen, aber jetzt kamen die Zwiebeln, die diese Wunderblume trieben, in ganzen Schiffsladungen nach dem Abendland und vor allem nach Amsterdam, Harlem und Rotterdam. Und je mehr Tulpen kamen, desto wählerischer wurden die Liebhaber, desto mehr wurden die seltenen und seltensten Arten bevorzugt. Als man gar entdeckte, wie sich immer neue Abarten und immer seltsamere Farbmischungen erzielen ließen, entwickelte sich bald die Spezies der Tulpen-sammler und damit auch ein Handel, der immer groteskere Formen annahm. Auf der Tulpenbörse wurden für Exemplare von noch nicht gesehener Eigenart geradezu phantastische Preise bezahlt. Die Chronisten wissen davon zu berichten, daß bisweilen eine Zwiebel erlauchter Herkunft gegen ein Haus oder gar gegen ein Landgut eingehandelt wurde und daß Zwiebeln im Preise von 10 000 Gulden keine Seltenheit waren.

Natürlich litten unter diesen Tulpenpreisen die Bilderpreise der Maler. Selbst die Mäzen, die es in jenen gesegneten Zeiten für ihre Pflanz hielt, hin und wieder dem Reichtum ihres Hauses ein neues Kunstwerk einzufügen, hielten ihr Geld für Tulpenankäufe zurück oder drückten die Preise der Maler bis zur Unerträglichkeit.

Als das eines Tages auch der berühmte Blumenmaler Jan Davids de Heem erlebte, der selbst ein leidenschaftlicher Tulpen-sammler war, beschloß er, sich und damit zugleich die Gilde der Maler zu rächen. Er verriet unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit dem Mäzen, der sich nicht entschließen konnte, den bescheidenen Preis, den er für ein Stillleben forderte, zu zahlen, daß in drei Tagen eine Tulpe, die er direkt aus Persien erhalten habe und die noch kein Europäer kenne, aufblühen werde. Und nach einigem Widerstreben erklärte er sich auch bereit, seinem Besucher als erstem die Wunderblume zu zeigen, so bald sie sich zu ihrer ganzen Pracht entwickelt haben werde.

Als der Mäzen ohne Antauf, aber glühend vor Verlangen nach jener seltsamen Tulpe, den Maler verlassen hatte, suchte sich Heem unter seinen Tulpen eine aus, die er schon häufiger als Modell benutzt hatte und von der er schon wußte, daß sie sich unter dem Einfluß eines ätherischen Gases erstaunlich lang frisch hielt. Die übersprühte er mit diesem feinen Öl und streute darüber mit äußerster Vorsicht ein wenig Goldstaub, so daß es aussah, als seien die einzelnen Blütenblätter in der Tiefe und gleichzeitig an der äußeren Spitze von einem feinen Goldglanz überzogen. Als nach einigen Tagen das Öl eingetrocknet war, die Blüte aber nichts von ihrer Frische eingebüßt hatte, lud de Heem den Mäzen zu sich. Der war begeistert und erklärte dem Meister, er müsse die Tulpe unter allen Umständen haben. Der aber antwortete, von diesem Exemplar könne er sich wirklich nicht trennen, so lange es blühe; er sei aber gerne bereit, die Zwiebel dem Mäzen zu überlassen, sobald die Tulpe abgeblüht sei. Natürlich müsse er sich für das Versprechen dieser späteren Überlassung eine Anzahlung ausbedingen. Der Tulpenfreund erklärte sich dazu mit Freuden bereit. Er suchte auch nicht mit der Wimper, als de Heem dafür die gleiche Summe verlangte, die er für sein Gemälde nicht hatte erlangen können. Er legte den Betrag sogar sofort auf den Tisch. Als der Mäzen in seliger Vorfreude auf den zukünft-

tigen Besitz den Meister verlassen, ziel be Seem seinen Farbenreißer, ließ ihn das abgelehnte Bild einpacken und schickte es dem Besucher nach. Dazu schrieb er die Begleitworte: „Das Gemälde möge so lange als Pfand gelten, bis die Zwiebel ihre neue Blüte treiben werde, und zwar in gleicher Schönheit.“ Bo.

Der Fisch.

Von Martha Rothmann.

Es war ein Fisch — aber nicht etwa ein erster, bester Stacheling, kein proletischer Schellfisch oder so ein breitmäuliger, grätiger Schollenherr — oh nein, er war schon eine Persönlichkeit allerersten Ranges, allererster Familie, und wenn Name und Art nicht weiter erwähnt werden, so geschieht es nur, um ihn nicht zu kompromittieren und in seiner weiteren Karriere zu schaden.

Er war der beste Schwimmer weit und breit, er beherrschte wie kein zweiter die Tiefen und Abgründe seines Elementes. Er konnte sich gegen die stärksten Brandungen behaupten und in den tiefsten Dunkelheiten orientieren — ja, so war er.

Seine Stellung war unumstritten, und der Eindruck, den er auf die Damenwelt machte, war sogar so groß, daß es ihm manchmal direkt unbequem wurde. Man stelle sich vor, welchen Strapazen er ausgesetzt war, als das fische Neunaugenfräulein ihn mit ihren Blicken verfolgte und als die unternehmende Tausendfüßlerin ihm auf Schritt und Tritt nachließ. Natürlich hätte er jeden Goldfisch haben können, aber dazu war er zu ideal veranlagt.

Alles, was außerhalb seines Elementes war, hatte ihn nie sonderlich interessiert, und wenn er wirklich einmal seine Schnauze Luft schnappte halber aus dem Wasser gesteckt hatte, so hatte er sie stets schleunigst wieder zurückgezogen. Die Welt dort oben mit ihrer leichtfertigen Lust und mit all den bunten, naseweisen Dingen hatte er immer unwesentlich und eines ernststen Mannes unwürdig gefunden.

Aber eines schönen Tages, gerade in dem Moment, als er seine Schnauze wieder zu einem kleinen Lufturlaub nach oben geschickt hatte, tanzte eine Libelle, strahlend wie ein Stern, vor seinen Kiemen vorbei, eine Libelle mit einer solchen bezaubernden Taille, daß sich sein Fischblut sofort zum Siedepunkt erhitzte.

„Meine Dame“, sagte er in der etwas schwerfälligen Art, die er durch ständigen Verkehr mit Seehunden und Walrossen nun einmal angenommen hatte, „meine Dame, es drängt mich dazu, Ihnen meine Bewunderung auszusprechen, ich fürchte nur, es wird Sie wenig interessieren, denn was könnte jemand für Sie bedeuten, der sich nicht aus seiner Tiefe erheben kann.“

„Wir wollen das nicht so stritt dahinstellen“, lächelte die Libelle ungemein charmant zurück, denn Bewunderung tut gut, gleichwie aus welcher Richtung sie kommt, „man soll die Environs nicht überschätzen. Abgesehen“, fügte sie verbindlich hinzu, „stamme ich ja eigentlich auch aus dem Wasser, und ich habe nie die Sehnsucht nach meiner eigentlichen Heimat verloren.“

„Sehnsucht?“

„Ja, sehen Sie, gerade weil ich mich nur immer auf der Oberfläche des Meeres in Licht und Sonnenschein bewege, sehne ich mich auch manchmal danach, seine Tiefen und Abgründe kennenzulernen. Es muß ungeheuer interessant dort unten sein.“

„Herrlich!“ rief der Fisch vergnügt, „weil Sie, Verehrteste, sich wirklich für diese Materie interessieren, so hätten Sie sich zur Orientierung an niemand Besseren wenden können als an mich, denn ich darf wohl sagen, daß ich einer der gründlichsten Kenner auf diesem Gebiete bin. Wenn Sie gestatten, werde ich Ihnen einige Kurze darüber abhalten. Es ist dabei nur eine Kleinigkeit zu bedenken“, fügte er etwas zögernd hinzu, „ich muß gestehen, daß mir das Bleiben dort oben einige Schwierigkeiten macht — ich weiß gar nicht, wie ich zu einer längeren Aufenthaltsbewilligung kommen kann.“

„Oh, Patschwierigkeiten“, sagte die Libelle leichthin, „nun, bei Ihren Talenten werden Sie schon zurecht kommen“, und sie tanzte mit elegantem Schimmelschritt einem stierlichen Müdenherra entgegen.

Tief verstimmt tauchte der Fisch wieder unter.

„Nehmen Sie sich doch die Sache nicht so zu Herzen“, versuchte eine vielstündige Karpfendame zu trösten, „was haben Sie überhaupt an dieser leichten Person dort oben? Sie hat doch nicht den geringsten Sinn für Tiefe.“

„Oh, Sie irren“, beteuerte der Fisch eifrig, „sie hat sehr viel Beziehungen zu unserem Element.“

„Aber sie streift es nur an der Oberfläche“, bemerkte der Seeigel spitzig.

„Sie stammt ja schließlich auch aus der Tiefe, genau wie wir“, fuhr der Fisch fort, „man braucht ja deswegen noch

nicht leichtfertig zu sein, weil man das Licht liebt. Abgesehen ist sie mit den ältesten Familien hier verwandt!“

„Wärmen Sie doch bloß nicht diese uralten Familiengeschichten auf“, erwiderte die Karpfin ärgerlich. „Ich glaube, nach so ein paar Jahrtausenden könnten die Familienbeziehungen als erledigt betrachtet werden, und was hat das auch damit zu tun? Wer einmal unsere Sphäre verlassen hat, findet nie wieder zurück.“

„Wie sollte man das auch, wenn man fliegen kann“, leuchtete der Fisch sehnsüchtig.

„Wirklich — das wünschen Sie sich“, wunderte sich ein dürrer, kleiner Stacheling, „Sie, der beste Schwimmer weit und breit?“

„Zum Teufel mit der ganzen Schwimmerei“, schrie der Fisch wütend, „ich würde mit Freuden mein bestes Mittelstüd für ein paar elegante Flügel geben.“

„Wenn die Sache so liegt“, mischte sich ein weiser Hecht ein, „so könnte ich Ihnen vielleicht behilflich sein. Ich kenne einen fliegenden Fisch — aus alter Freundschaft zu mir würde er Ihnen vielleicht seine Enveloppen leihen — er kann sowieso wegen einer leichten Grippe nicht ausgehen.“

Der Fisch war ganz außer sich vor Freude.

Er sog sich so schnell um, daß ein paar Schuppen absprangen und ein Riemen offen blieb.

„Ich bekomme hohen Besuch“, schwärmte inzwischen die Libelle, „eine Persönlichkeit allerersten Ranges.“

„Sehr interessant“, sagten die Schmetterlinge, aber im Grunde genommen waren sie nicht sehr entzückt.

„Wer das wohl sein mag“, wisperten sie untereinander, „am Ende werden wir wohl noch überflügelt werden?“ — Das beste ist jedenfalls, gleich ein bißchen zu trainieren.“ — Auch die Marienkäfer ließen sich in aller Stille von ein paar Blattläusen die Flügel massieren, und die Mücken machten schnell mit ihren Hanteln ein paar Freübungen. „Ja“, sagten sie, „kräftige Muskeln — das ist die Hauptsache im Leben.“

Aber auf einmal brachen alle zusammen in ein dröhnendes Gelächter aus.

„Ja — was ist denn das?“

Aus dem Wasser kam etwas geflogen — ein großer, schwerfälliger Körper.

„Haben Sie schon jemals einen so uftigen Tollpatich gesehen?“ lachte ein schneidiger Drohnenterr und warf sich das Monokel ins Auge.

„Wie können Sie wagen, so etwas auch nur auszusprechen“, rief die Libelle empört, „oh, Sie müßten ihn einmal in seinem Element sehen — der beste Schwimmer weit und breit.“

„Aber, anädiges Fräulein, das interessiert uns ja gar nicht, was der Herr dort unten vorhat — eins steht fest — einen neuen Rekord im Fliegen wird er jedenfalls nicht aufstellen — in unserer Sphäre ist er geradezu unmöglich.“

Die Libelle schämte sich furchtbar. Sie weinte so sehr, daß sie gleich ihre Flügel trisch nachzuverm mühte.

„Wie können Sie es wagen, sich in einem Element zu bewegen, das Sie nicht beherrschen“, fuhr sie den Fisch an, „und da nehmen Sie noch erst die Schnauze voll — wer weiß, wie es überhaupt mit Ihren Fähigkeiten bestellt ist.“

Das war eine Freude, als der Fisch wieder unten ankam.

Die Badfische bildeten eine Ehrenreihe bei seinem Empfang, und der uralte Karpfen schüttelte ganz aufgeregt sein bemooftes Haupt und streckte ihm überfellig seine sämtlichen Flossen entgegen.

„Sie können sich gar nicht vorstellen, welche Sorgen wir hatten, daß Sie uns verlorengehen könnten“, jasperte er atemlos, „wir waren fest überzeugt, daß man dort oben alles daransetzen würde, Sie dauernd festzuhalten. Nein, diese Angst wollen wir nicht noch einmal durchmachen — dürfen wir uns wohl der Hoffnung hingeben, daß wir Sie durch Verleihung einer Professur an uns fesseln könnten?“

Die Badfische steckten die Köpfe schwärmerisch zusammen. „Wie herrlich er doch ist. Was mag er dort oben wohl alles erlebt haben?“

„Das kann man sich ja ungefähr vorstellen“, sagten die Seringe und wurden grün vor Neid.

Scherz und Spott

Zuvorkommend. „Freue mich sehr, Sie kennen zu lernen“, begrüßte die Wirtin den neuen Gast. „Ich habe schon so viel von Ihnen gehört.“ — „Sie können mir aber nichts beweisen“, fiel er siegesgewiß ein.

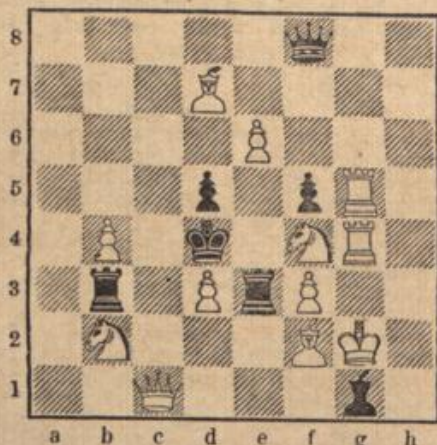
Beunruhigend. „Vorüber denkst du denn so angestrengt nach?“ fragte sie ihren Mann. — „Ich habe diese Woche noch 10 Mark übrig und zerbreche mir den Kopf, welche Abzahlung ich vergessen habe.“

Spiele und Rätsel

Schach

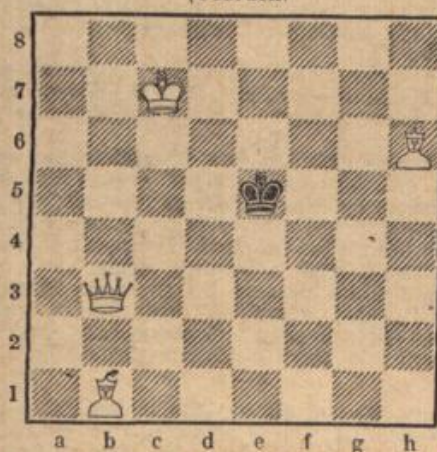
Bearbeitet von Gustav Mohr.

Nr. 31. Theo. Bode, Wiesbaden.
(Urdruck)



Weiß: Kg2, Dc1, Tg4, g5, Ld7, f2, Sb2, f4, Bb4, d3, e6, f3.
Schwarz: Kd4, Df8, Tb3, e3, Lg1, Bd5, f5.
Matt in 2 Zügen.

Nr. 32. S. Gradstein, Wiesbaden.
(Urdruck)



Weiß: Kc7, Db3, Lb1, h6. Schwarz: Ke5.
Matt in 2 Zügen.

An den meist grünüberzogenen Tischen, die während des Spiels der Großmeister durch einen Kreis wißbegieriger Zuschauer umlagert sind, geht es nicht immer so muster-giltig zu, wie es sich manche Schachspieler wohl vorstellen. Oeffters zeigen sich hier außer Eitelkeit noch andere üble Untugenden, selbst gekränktes Selbstbewußtsein ist nicht selten. Auch das Schachverständnis läßt manches Mal zu wünschen übrig. Daher kommen bei der Beschreibung der gespielten Partien oft die wunderbarsten Stilblüten zur Entfaltung. Z. B. berichtete einst eine große Berliner Tageszeitung, daß Sämisch eine Partie gegen Ahues durch ewiges Schach gewann. Ein Blatt in Hamburg brachte die Notiz, daß bei Gelegenheit einer Simultanvorstellung ein bekannter Meister auf dem fünften Brett bereits nach dem sechsten Zug Schach bieten konnte. Gewiß eine Glanzleistung! Es kommen aber auch belustigende Episoden vor, wie nachstehendes Geschichtchen zeigt. In der letzten Runde eines internationalen Berliner Meisterturniers bot Spielmann seinem Gegner Bogoljubow mehrfach remis an, das aber stets abgelehnt wurde. Spielmann verlor denn auch die Partie, zumal da er nur noch den von allen seinen

Getreuen verlassenen König auf dem Brette hatte und Bogoljubow nunmehr mit König und Turm angriff. In solchen Stellungen pflegen selbst Anfänger die Partie aufzugeben und aufzustehen. Spielmann jedoch, scheinbar gereizt durch die vielen abgelehnten Remisangebote, ließ seinen Gegner erst noch ein Dutzend Züge „Dufresne exerzieren“, um dann als er mit einem Zug vor dem Matt stand, mit dem lebenswürdigsten Lächeln der Welt seinem Partner ein „Aufgegeben“ zuzuflüstern.

Partie Nr. 15. Die folgende scharfe Partie wurde kürzlich in einem Fernturnier gespielt. Englisch-springerspiel.
Weiß: F. Nems, Schwarz: Hans Müller.

1. c4—e5, 2. Sf3—Sc6, 3. c3—Sf6, 4. d4—e×d4, 5. S×d4—Lb4! Der stärkste Zug, die Verdoppelung der Bauern ist kaum zu vermeiden. 6. S×c6? Von Dr. Tartakower empfohlen, doch eher für Schwarz günstig, weil damit seinem Damenläufer der Ausgang nach a6 geöffnet wird. 6... b×c6, 7. g3? Hier mußte Ld2 oder Lg5 nebst e3 geschehen. 7. De7! Ein nicht naheliegender Angriffszug. 8. Lg2—La6! Nun ist für Weiß guter Rat schon teuer. 9. Dd3. Auch die Deckung durch Dd4 genügt nicht. 9... d5, 10. b3—d4! Ein schöner Zug, der sofort entscheidet. 11. D×d4. Auf L×c6+, Kf8—L×a8 bekommt Schwarz alles geopfert Material mit Zinsen zurück. 11... Td8, 12. L×c6+—Kf8, 13. Ld5—T×d5! Der Führer der Schwarzen hat sie ganz vortrefflich geführt.

Lösungen: Nr. 19. 1. Db1—c5, 2. S×c5+—b×c5, 3. Lc4—b×c4, 4. Tb8. Nr. 20. 1. Kd6—Sc4+, 2. Kc7—La5+, 3. Kc6. Angegeben Nr. 20 von Ludw. Nickel.

Rätsel

Denksportaufgabe: Der gestürzte Bob.



Mit wieviel Mann war der Bob besetzt?

Verwandlungsaufgabe.

Leser, Birne, Malta, Jubel, Feder, Magie, Eiger, Bowle, Bluse, Münze, Lehen, Minne, Henne, Kamin, Farne, Grimm, Kelle, Karte, Block, Kabel, Puppe, Stirn, Heide, Maler, Seine, Maske, Mitte, Harke, Bulle, Weite.

Bei vorstehenden Wörtern sind die Mittelbuchstaben zu verändern, sodaß neue Dingwörter entstehen. Die neuen Buchstaben, der Reihe nach abgelesen, ergeben einen Sinnspruch.

„ff“.

Eins-zwei als „fein-fein“ wohlbekannt,
Zwei-drei 'ne Frau im Spanienland;
Eins-zwei-drei-vier 'ne Heroine
Auf jeder großen Weltstadtbühne.

Die Namen der zehn ersten Einsender sämtlicher Rätsellösungen werden in dem nächsten Unterhaltungsblatt veröffentlicht.

Auflösung der Rätsel in Nr. 86.

Bilderrätsel: Eine Hand wäscht die andere. — Halali: Ziel, Scheibe; Zielscheibe. — Scherzrätsel: Fünf, zehn; fünfzehn = eine Mandel.

Richtige Lösungen sandte ein: Frau Erna Hempel aus Wiesbaden.